II. Jahr Heft 19

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig Steub: Über den Brenner / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank: Die ewigen Lichter / Oskar Vonwiller: Der Prophet / Hermann Wagner: Der Schüler Knauer. / Hermann von Pfaundler: Die liebe Stunde / Richard Smekal: Schweres Gefährt / Hugo Neugebauer: Aus Hans von Vintlers dichterischem Nachlaß / Hartmann: Brixner Chronik XIV / Karikaturenfolge 43: Max von Esterle: Dr. Eduard Erler

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 1. März 1912 Heft 19

Über den Brenner / von Ludwig Steub*)

Im freundlichen Hall und am Musensitz zu Innsbruck erteilen sie jetzt jedem Fremdling, der auf der neuen Bahn über den Brenner fahren will, den guten Rat: seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen und über die irdischen Dinge sein Testament zu machen. Darum ist es für manchen reiselustigen Leser, der denselben Weg im Sinne hat, vielleicht nicht ohne Belang zu vernehmen, daß wieder einer glücklich durchgekommen. Es folgt daher ein kurzer Bericht, fragmentarisch und tagebuchartig, der eigentlich nichts anderes sein soll, als eine Anzeige von meiner Rettung. Er beginnt mit dem 17. September morgens um acht Uhr, wo sich auf dem Bahnhofe zu Innsbruck ein zahlloser Haufe von Reisenden allerhand Art durch einander drängte. Der Katholiken-Kongreß war vorüber, aber der Geruch war noch zu spüren, d. h. man sprach noch viel von diesem interessanten Ereignis. Im Grunde scheint man sich in gegenseitiger Enttäuschung getrennt zu haben. Einerseits hatte man wärmere Aufnahme, einige Dekorationen, Festjungfrauen und mehr Marenden, andrerseits mehr Talent und gescheitere Reden erwartet. Der denkende Generalstab war, wie man behauptet, zu Hause geblieben und hatte nur einige Hauptrobler ins Treffen geschickt, welche

*) Wir bringen diesen Aufsatz (geschrieben 1867) aus den „Drei Sommern in Tirol" zum Gedächtnis an Steubs hundertsten Geburtstag (20. Februar) mit freundlicher Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Heinrich Hugendubel in München.

aber in einem Lande wo die Trolf und andere dramatische Prediger alle Sonntage umsonst zu hören sind, gegen einen Gulden für den Sperrsitz weder überraschen noch imponieren konnten.

Nach langem Warten — denn die Züge haben jetzt oft Verspätung — aus solchen Gesprächen gerissen, eingestiegen und mitten in den schwärzesten Tunnel hinein. Ueber unsern Häupten liegen die Kampfesfelder am Berg Isel, wo sich 1809 Andreas Hofer, Speckbacher und der Kapuziner Haspinger mit den Bayern und Franzosen herumgeschlagen. Die unterirdische Nacht, das fürchterliche Poltern der rollenden Wagen, der schrille Angstruf der Maschine beklemmen die Brust, die erst frischer aufatmet, wenn es nach zwei oder drei Minuten wieder ins Freie geht, obgleich nun die häkeligste Strecke des Baues beginnt. Etwa drei Wegstunden lang zieht nämlich die Bahn an der morschen Steilseite des Gebirges hin, welche aber mitunter so wenig Raum bot, daß von unten her, oft mehr als hundert Fuß hoch herauf, durch Anschüttungen erst ein Boden geschaffen werden mußte. Die Masse scheint sehr beweglich und locker, und der Laie könnte leichtlich fürchten, daß er gählings samt Wagen und Lokomotive, Zugführern und reisendem Publikum hinunterrutschen möchte in die schäumende Sill, welche im fernen Abgrund sich zwischen die Felsen durchwindet. Wenn ein solcher Laie keine Angst haben soll, so muß er auf die List und die Kunst der Baumeister ein bombenfestes Vertrauen setzen, aber auch wenn er dies setzt, so fühlt er sich doch angenehm gehoben und läßt in seinem Herzen einen leisen Juchezer los, sobald er jenseits der Station Patsch zu bemerken glaubt, daß fester Felsenboden und eine sichere Unterlage gewonnen ist. Außer den zahlreichen Tunneln (fünfzehn nur zwischen Innsbruck und Matrei) bietet die Bahn nicht vieles was das blöde Auge des Touristen, der kein Techniker ist, überraschen könnte; das meiste entgeht

wohl auch seinen Blicken, da er oft oben dahin fährt, ohne zu merken, welch kolossale Bauten unter der Bahnsohle geführt worden sind. An einer Stelle sieht er mit Verwunderung, daß der Eisack sachte aus seinem Bett gehoben und in ein anderes übertragen worden ist. Wo dieser früher floß, geht jetzt der Wagenzug, und er selbst strömt nunmehr durch einen Tunnel, welchen man ihm zur Entschädigung angewiesen. Auch die Sill ist bei Matrei in ähnlicher Weise behandelt worden.

Zweimal geht die Bahn, um den richtigen Anlauf zur Höhe zu gewinnen, in wohlgelegene Seitentäler, nach Schmirn und Pflersch, hinein. Der Fahrgast sieht dann weit oben eine Gallerie an der Halde hinstreichen, die wohl auch ihren Zweck haben muß; aber während der Zug immer rastlos fortrollt, bemerkt er auch bald, daß er sich jetzt selbst auf jener Höhe befinde und bereits in der Lage sei, auf die frühere Fahrstrecke von oben herunter zu schauen. Jene himmelhohen Brücken aber, die von einem Berg zum andern springen, jene Knalleffekte, wie sie am Sömmering zu gewahren sind, jene Weltwunder, die den Touristen vor Erstaunen starren und die Aktionäre vor Betrübnis weinen machen, lassen sich hier vergebens erwarten. Ein Sachverständiger aus Schwaben soll nichtsdestoweniger über die ganze Leistung, sich an ein Distichon seines großen Landsmannes anlehnend, den schönen Spruch getan haben: „Die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit dieses Meisters erkennt man am besten aus dem, was er nicht gebaut hat."

Die ganze Landschaft von Innsbruck bis an die Franzensveste bei Brixen ist übrigens eine einzige lange Alm, durch die sich wie eine schmale Häuserzeile die Brennerstraße zieht. Der altrömische Flecken Matrei und sogar ein Städtchen, das freundliche Sterzing, haben sich allerdings auch dahinein gelegt, allein da man nicht wie früher durch ihre stolzen Hauptstraßen fährt, sondern sie nur von der Seite

sieht, so nehmen sie sich nicht besonders aus. Die übrigen Bestandteile einer Alpenwirtschaft, als smaragdgrüne Wiesen, tiefdunkle Wälder, ragende Hörner, wilde Sturzbäche und Wasserfälle, verwegene Felsensteige, melodisches Herdengeklingel und zwischen diesem allem die weißen Häuschen voll Kindersegen, Zufriedenheit und Familienglück sind bekannt, und daher kein Grund sie weiter zu beschreiben. Einigemal sollen sich, und namentlich im Pflerscher Tal, auch wunderschöne Blicke in die nahe Fernerwelt hinein werfen lassen, allein von meinen eigenen Entzückungen ist wenig zu melden, weil dazumal die Nebel viel zu weit herunterhingen. Auf dem Brenner gewahrte man wieder die gewöhnliche Enttäuschung der gewöhnlichen Reisenden, welche immer den Glauben mitbringen: hier auf dem hohen Uebergang von Deutschland nach Italien müsse man einerseits bis an den Böhmerwald, andrerseit bis an den Apennin aussehen — während sie sich doch in einer waldigen Schlucht befinden, welche weder vorn noch hinten einen Ausgang zu haben scheint.

Also nach mannigfachen Erschaunissen, daran geknüpften Gefühlen und Empfindungen, und nach einer vierstündigen Fahrt vor dem rhätischen Bischofssitz angelangt, wo ich aus alter Anhänglichkeit etwas zu bleiben gedachte, obgleich eben starkes Regenwetter herrschte. Trauriger Gedanke unter den dicht fallenden Niederschlägen mit Ranzen und Reisetasche ohne Regenschirm in die nicht ganz nahe Stadt hineinzutraben, als das überraschte Auge auf etliche schmucke Omnibusse fiel, welche die Gasthöfe dort drinnen zum Empfang ihrer Kundschaft herausgesendet. Quis talla fando temperet a lacrimis? Ein Fortschritt zu Brixen! Jetzt bricht alles zusammen — stürzt ein, ihr Wände!

Nicht ohne Bequemlichkeit fuhren wir also dahin und vor den altehrwürdigen Gasthof zum Elephanten, wo bei meinem Eintritt ins Speisezimmer die frommen Brixner Fliegen,

welche bis dahin in den Fettlagunen der Tischtücher geschmaust, sich höflich erhoben und mich freundlich grüßend umschwärmten — gerade wie vor fünfundzwanzig Jahren. Der Gasthof zum Elephanten hat übrigens seinen Titel von einem solchen Tier, welches am 2. Januar 1551 hier einkehrte und ungemeines Aufsehen erregte. Es zeigt sich mit seinen Begleitern noch heutiges Tags neben dem Portal aufgemalt. Auch einige erklärende Verse sind dazu gegeben. Dieser Gasthof ist mit Aschen, Forellen, Aalen, Wildenten, Auerhähnen, Gemsenfleisch und anderen Leckerbissen immer reichlich versehen und wird von einer fleißigen Frau Wirtin mit artigen Manieren musterhaft geleitet. Auch der Keller ist trefflich besorgt, und der vorsichtige Reisende mag sich hier immerhin etwas vortrinken, denn weiter südlich wird er so angenehme Weine schwerlich wieder finden. Alles dies läßt den Elephanten bei den Landeskindern ein ungewöhnliches Ansehen genießen, aber für einen cisalpinen Deutschen hat er offenbar zu viel Fliegen — wenn auch nicht mehr als andere Gasthöfe im schönen Tirol — von den italienischen Wirtshäusern ganz zu geschweigen.

Als wir einst dort „enter der Brucken" (im Inntal) ein kleines Gabelfrühstück einnahmen und aus der Sauce zwei oder drei verschmorte Leichname zogen und uns dabei ekelten, sprach der Weise von Hall in sanft belehrendem Tone: „Wahrlich ich sage euch, ekelt euch nicht! Es wäre euch besser, ihr nähmet gar nichts zu euch, soferne ihr euch vor diesen harmlosen Tierchen fürchtet. Wir gestatten ihnen überall Zutritt, in Suppen und Saucen, in Salat und Gemüse, in Essig und Oel. Entfernt sie nur ruhig mit der Messerspitze, und eßt dann rüstig weiter!" Aber es gibt Nerven, die sich leichter an schwindelnde Fußsteige, an die furchtbarsten Wildnisse der Gletscherwelt gewöhnen, als an Ungeziefer in den Speisen. Eine Verweisung darauf, wie reinlich in dieser Beziehung gewisse Schweizerkantone sich

darstellen, könnte der Sache leicht eine konfessionelle Färbung verleihen, die um jeden Preis vermieden werden soll. Wenn es aber einmal ausgesprochen wäre, daß der Schmutz in Städten, Straßen, Häusern und Küchen leicht dazu beitragen könnte, die Häretiker, Irrlehrer, Skeptiker, die gefährlichen Pastoren und Superintendenten fern zu halten, so möchte er fast eine religiöse Bedeutung gewinnen. Welcher Gasthof dann noch in seinem Innern die holländische Reinlichkeit einführen würde, der könnte leicht, wenn auch nicht des Protestantismus, doch als jansenistisch verdächtigt werden. Und eine Menge Wünsche und Gebete würden sich an die tirolischen Fliegen richten, etwa lautend: O ihr wackern Bundesgenossen in dem schweren Streite, legt keinen Wert auf euer kurzes Leben! Werft euch als Martyrer der Glaubenseinheit in die Suppen, in die Saucen, in alle Brühen, wo ihr ihnen am zuwidersten seid. Es ist ein Opfertod wie ein anderer! — —

Da das Publikum allmählich so indiskret geworden, daß es sogar kontrollieren will, wie seine Berichterstatter ihre Zeit zubringen, so darf ich nicht verschweigen, daß ich im Elephanten von drei bis fünf Uhr auf weichem Pfühle geschlafen habe. Ich füge nur noch bei, daß es der Ermüdung halber notwendig war. Nachher ging ich, da es noch immer regnete, ins Lesezimmer, welches unter Leitung der Herrn Dr. Thaler angenehm aufblüht. Abends Konversation im Elephanten.

Auf die Nacht, welche mächtige Regengüsse und Windstöße auszeichnete, folgte ein sonniger Morgen, der die herrliche Landschaft in feuchtem Glanze schimmern ließ. Der Eisack und die pustertalische Rienz zogen aber jetzt ganz chokoladefarbig einher, und so solid war das Kolorit, daß nicht einmal die Kämme der Wellen weiß erschäumten. Dabei auch ein neues Volksvergnügen gewahrt und kennen gelernt — die Holzfahe. Wenn nämlich im Gebirge starke

Gewitterregen niedergehen, so bringen die angeschwollenen Wildbäche aus dem Wald eine Menge „Wildholz" mit, gefallene Aeste, Scheiter, mitunter auch Brücken und Stege, kurz allerlei schwimmendes Zeug, welches dann die Flüsse des Tals auf ihren Wogen dahinführen. Dasselbe wird nun auf einzelnen „Fahen", hölzernen Stegen die in den Strom hineinreichen, oder auf den Brücken von den Fahern mit eigenen Rechen herausgefaht. Es fordert aber bedeutende Geschicklichkeit und Stärke so einen schwimmenden Wiesbaum mit dem Rechen korrekt emporzuschnellen und auf der Brücke in Sicherheit zu bringen. Die anwesende Schuljugend belohnt zwar die glücklichen Angler mit neidlosem Applaus, ist aber auch sehr sarkastisch, wenn einer etwa einen alten Schuh oder einen verlorenen Strumpf emporfischt. Während ich so dastehe und zuschaue, kommen plötzlich fünf runde Stämme von ansehnlicher Größe heran, welche, als ob es fünf Walfische wären, mit lautem Jubel begrüßt werden. Alles fällt mit Harpunen, Rechen, Beilen, Seilen über die Ankömmlinge her, und unter weithin schallenden Hih und Hoh gelingt es sie ans Land zu ziehen. O gesegneter Strand! Daß jetzt manch armer Junge hinten „in der Krautwälsch" oder am Krimmlertauern keinen Steg mehr findet um abends fensterln zu gehen, scheint diese schwarzen Seelen nicht zu kümmern! Der Fang ist übrigens in guten Jahren so ausgiebig, daß manches Hauswesen seinen ganzen Winterbedarf damit deckt. — Von da durch die Vorstadt Stufels hinauf nach Krakofel, alter Burg weiland der Krakofler mit vielen Fenstern, jetzt Bauernhof und weithin leuchtendes Musterbild südtirolischer Pittoreskität oder Malenswürdigkeit. Der ganze Bau, ehemals wohl weiß angestrichen, ist jetzt kaffeebraun und so entschieden aus den Fugen gegangen, daß er, wie die Uhlandsche Säule, jede Nacht einstürzen kann. Anderswo würde man gleich nach der Polizei rufen; hier läßt man die

abgestandenen Sachen ruhig stehen bis sie von selber fallen — alles andere nennt man Montgelasismus. Im Hof ein gediegener Misthaufe, auf welchen die ausgerenkten Fenster in mittelalterlichem Ernst herunterschauen, darüber eine Rebenlaube voll dunkler Trauben und daneben ein Wagen mit dem man nicht mehr fahren kann — alles sehr malerisch! In der Stube endlich drei kleine kränkliche Kinder, eines davon ein Drottel mit einem Wasserkopf, so groß, wie ich noch keinen gesehen, alle drei mit einer grauslichen Morgensuppe beschäftigt. Eine gutmütige Base stand daneben und erklärte: Vater und Mutter seien gestorben, die Kinder krank, kein Kreuzer Geld im Hause und großes Elend. Ich gab ein kleines Almosen und wurde mit dem wärmsten Dank entlassen.

Von da nach Seeburg hinüber, wo einst ein alter Freund, Dr. Franz v. Guggenberg, gewaltet, und jetzt seine hinterlassene Familie sich der gesunden Luft erfreut — ein sehr angenehmes Besitztum, welches über ganz Brixen und die Vereinigung des Isarcus mit dem Purrus (der Rienz) und über die schön gelegenen Bergdörfer, die zu beiden Seiten auf die Stadt hinunterschauen, über die Rebenhalden und die grünen Wiesen, über die Häuschen, Ansitze, Schlösser, Kapellen und Kirchen, die im Tale wimmeln, kurz über die ganze reizende Landschaft hinaussieht und jetzt, da es veräußert werden soll und der Stand der eigenen Glücksgüter jeden entsprechenden Gedanken fern hält, allen alten Bureaukraten, die von den Akten, bejahrten Helden, die von ihren Siegen ausruhen, reich gewordenen Fabrikanten, die sich mit Heraldik, bemittelten Bierbrauern, die sich fortan mit Weinbau beschäftigen wollen, bestens empfohlen wird.

Den Brixner Merkwürdigkeiten eignet der Vorzug, daß sie niemanden ermüden. Wer den Kreuzgang im Dom mit seinen alten Malereien, die unter Leitung des vielverdienten Herrn Regens und Konservator Tinkhauser

wieder eine fröhliche Urstände erlebt, den Denkstein Oswalds von Wolkenstein aus dem Jahre 1408 und die kleine Johanniskirche, in welcher Heinrich IV. den Papst Gregor VII. absetzen ließ, wer diese drei Stücke betrachtet und etwa noch dem alten, schönen Pfaundler'schen Hause unter den Lauben einen Besuch abgestattet hat, der mag getrost in den Elephanten zurückkehren und in der Küche nachfragen, was Wald und Fluß wieder neues geliefert. So alt das Bistum, so jung ist, dem Aussehen nach, sein jetziger Sitz; fast alles modern und bedeutungslos. Im kleinen — was tragbare Merkwürdigkeiten betrifft — schreiben die Brixner diese Armut den Bayern, Franzosen und andern Kriegsvölkern zu, die Kriegsvölker aber, was Architektur betrifft, der Modernisierungssucht der früheren Bischöfe, welche keine Rast und Ruhe hatten bis nicht alles vertilgt war, was an romanische und gothische Jahrhunderte erinnern konnte. Wenn der Wanderer auf tirolische Literatur ein Auge hat, so darf er auch die A. Weger'sche Buchhandlung nicht übersehen. Sie hat in den letzten Jahren eine bedeutende Tätigkeit entwickelt. Unter ihren Verlagsartikeln finden sich auch jene Grammatiken, welche Herr Professor Mitterrutzner zu Brixen 1866 und 1867 über die Sprachen herausgegeben hat, deren sich die Dinka und die Bari, die wilden Negerstämme in Zentralafrika, bedienen.

Am selben Mittag brachten die Ingenieure die bedenklichsten Nachrichten. Von Bozen her Telegramme, daß der Zug schon seit einigen Stunden bei Atzwang sitze und das Wasser die Unterbauten zu beschädigen drohe; von Innsbruck her völliges Schweigen, denn die Stangen waren oben bei der Franzensveste umgefallen. Einige Zeit später hieß es: beide Züge würden sich vielleicht noch im Laufe des Nachmittags hier zusammenfinden. Diese Unsicherheit schien mir peinlich, und statt mich den halben Tag erwar-

tungsvoll auf den Bahnhof zu setzen, zog ich vor entschieden dazubleiben und noch einiges zu „studieren".

Zunächst nun ein Versuch nach dem Fallmerayer'schen Tschötsch zu gehen, welchem aber der Himmel, der wieder drohend geworden, hindernd entgegentrat. Dem freundlichen Herrn Kuraten meinen Besuch vorbehaltend, geriet ich endlich in des Herrn Bürgermeisters Ostheimer neu errichteten Wein- und Kaffeegarten. Schön gelegene Stätte, dicht ober der Bahn, mit Marmortischen und andern Eleganzen, fast wie am Rhein. Man nimmt die Erfrischungen unter Aufsicht dreier Heiligen ein, des Königs David, Johannes des Täufers und des heiligen Pachomius, welche sämtlich hölzern zur Seite stehen. In Tirol muß man sich an die beständige Gegenwart der Heiligen gewöhnen, wie in Ungarn an die der Patrioten. Wie dort zu Ofen-Pest in jedem Gasthof und in jedem Zimmer die Kossuth, Deak, Szechenyi, Wesselenyi u. s. w., so hängen hier an allen Wänden die heiligen Josef, Jakob, Valentin, Georg, Nothburga, Philomena u. s. w. Wer mein Verhältnis zu den Heiligen näher kennt, der wird nur sagen können, daß es ein sehr gemütliches ist, namentlich zur heiligen Philomena, welche ich vor langen Jahren im Paznaun, als sie auf die Nase gefallen war und sich selbst nicht mehr helfen konnte, wieder aufgerichtet habe, wofür ich ihr noch immer Rechnung trage. Aber ob es nicht sehr wohltätig wirkte, in die Monotonie dieser himmlischen Heerscharen auch einige irdische Größen aufzunehmen? Warum sieht man denn nirgends Bilder aus unseren Tagen? Warum ehrt dieses Volk seine lebenden Heroen nicht? Wo sind die Vorkämpfer des alten heiligen Tirols? Wo find' ich Hasselwanter, wo Greuter, die Makkabäer in dieser heidnischen Zeit? Warum hängt man sie nicht auf?

Am anderen Morgen lieblicher Sonnenschein, und die ganze Natur, vom Talboden bis zu den höchsten, nun

beschneiten Spitzen hinauf, reinlich gewaschen und sauber.

Gegen acht Uhr ging ich in die Mahr hinaus, ein altbekanntes Wirtshaus, welches eine Stunde von der Stadt an der Bozener Straße liegt. Dort waltete einst Peter Mayr, der edle Schützenhauptmann, den die Franzosen am 20. Februar 1810 zu Bozen erschossen haben, weil er sein Leben nicht durch eine Lüge retten wollte, was meine „Herbsttage" Seite 110 ausführlicher erzählen. — Er war aber in seinem eigenen Hause nicht mehr zu erfragen, denn es ist schon längst in anderen Händen. Endlich fand sich gleichwohl eine Auskunftsperson, ein Gast aus der Stadt, dessen Gedächtnis bis zu dem Helden hinaufreichte. Auf Peter Mayr den Ersten folgte Peter Mayr der Zweite, der in jungen Jahren starb und einen einzigen ehelichen Sohn hinterließ, welcher — a recht a feiner Bue — zu den Studien ging, aber vor deren Vollendung ins Grab stieg. Peter Mayrs des Zweiten Witwe heiratete wieder; ihr Mann verkaufte jedoch das Anwesen, weil der Wildbach alle Jahre lästiger wurde. Seit diesem ist schon der dritte Besitzer auf dem Hause, in welchem des Helden Name und Ruhm niemand mehr kennt. Große Verwunderung, daß ein Fremder nach so langer Zeit mit so großer Neugierde nach dem alten „Rebeller" fragte. Es gereichte mir aber zum besonderen Vergnügen, sein Gedächtnis hier wieder einzuführen und dem Brixner, der es auch nicht wußte, sowie den andern Zuhörern zu erklären, wie und warum ihn die Franzosen erschossen. „Ist der Leib in Staub zerfallen," sagt Schiller, „lebt der große Name noch," ja, aber nur in den Büchern, wo ihn die wenigsten finden. Von den vielen nachgeborenen Kindern Peters des Ersten war nichts mehr zu erfahren, alles verstorben und vergessen. Die unvorsichtige Frage, ob nicht etwa ein Porträt vorhanden, beantwortete der Brixner dahin, daß sich

damals die Bauernwirte noch nicht haben photographieren lassen.

Vor etwas längerer Zeit, nämlich im Jahre 1225, ist hier an der Mahr auch ein Turnier abgehalten und Ulrich von Liechtenstein, der Rittersmann aus der Steiermark, dabei verwundet worden; allein da schon Peter Mayr, obwohl erschossen, fast verschollen ist, so wird von Ulrich von Liechtenstein, der nur verwundet worden, wohl noch weniger zu erfragen sein.

Mittags wieder auf dem Bahnhof, um den verspäteten Zug zu erwarten, und nach langem, langem Geplauder, welches stehenden Fußes abgehalten werden mußte, da eine Restauration noch nicht vorhanden ist, in den Wagen. Von Innsbruck bis hieher muß, wer etwas sehen will, am Fenster zur rechten Hand sitzen; von Brixen nach Bozen sollte er aber immer auf beiden Seiten zugleich sein. Es sind wunderbare Schluchten, diese roten Eisack-schlünde, mit ihrem grünsammetnen Buschwald und all ihrem mittelalterlichen Zierrat von Burgen und Schlössern, mit der Stadt Klausen und den mancherlei Dörfern, deren spitze Türme über die Berge herübergrüßen. Seben, Sabiona, das alte Römer-Kastell, des Brixner Bistums erste Pflanzstätte, auf seinem vorgeschobenen, hochabfallenden Felsen, und die mächtige Trostburg, sie treten besonders groß entgegen.

Dies stolze Schloß, das einst wohl auch eine römische Veste gewesen, zieht uns mächtig hinan. Wer bisher in den tirolischen Burgen des Mittelalters nur düstere, unheimliche Spelunken gefunden, der hofft vielleicht hier in dem berühmten Sitze der reichen Wolkensteiner endlich alle Eleganz und Pracht der Ritterzeit vereinigt zu treffen. Aber wenn er den rauhen Pfad überwunden, so erwartet ihn da oben die oft erlebte Enttäuschung wieder. Auch Schloß Trostburg ist nur ein seltsamer Wirrwarr von Höfen,

Treppen und Bogengängen, die sich alle einander im Wege stehen. Ein niederer Ahnensaal aus der Zeit der Renaissance mit schön geschnitzter Decke ist das einzige Prunkstück, das den Wanderer ergötzen möchte. Außerdem finden sich in dem Winkelwerk noch ein paar zerstreute Zimmer, welche bewohnt werden können. Eine mit Estrich ausgeschlagene Halle ist zwar hoch und weit, aber ohne allen Schmuck. Es steht nur ein kleiner Tisch darin, an welchem der Verwalter sein Mittagsmahl einzunehmen pflegt. Der jetzige Stammhalter, Graf Leopold von Wolkenstein-Trostburg, der alljährlich, mehr aus Anhänglichkeit an den Namen als zum Vergnügen, einige Wochen auf der Burg verlebt, stellte sich eigentlich erst eine erträgliche Wohnung her, indem er der einen Mauer des Burghofes gegenüber eine parallele aufführen und den Zwischenraum überdachen ließ, so daß eine Flucht von vier Zimmern entstand, welche zwar mit klösterlicher Einfachheit ausgestattet, aber gleichwohl behaglicher sind, als die andern Gemächer, die noch in dem stolzen Schloß zu finden.

An die unsäglichen Schwierigkeiten, welche die Bahnbauer hier im Kunterswege zu überwinden gehabt, denkt der Befahrer nicht, weil er mit grausamer Eile von einer Schönheit zur andern gerissen wird. Endlich öffnet sich die Schlucht, und die alte Stadt Bozen mit ihrem Dom, aus dem weiten Rebengelände aufsteigend, liegt vor uns. Vergnügten Herzens sind wir ausgestiegen.

Diese Schilderung ist ohne eine Bemerkung nicht zu schließen, nämlich nicht ohne die Bemerkung, daß unsere Bangigkeiten am Anfang mehr spaßhaft als ernstlich zu nehmen seien. Seitdem die letzten heftigen Regengüsse ohne Schaden vorübergegangen, ist das Zutrauen neuerdings gewachsen. Vor Neujahr, meint man, sei nichts unerwartetes zu befürchten. Wie der Neubau den Winter und den Frühling mit ihren Lawinen und Erdrutschen überstehen werde, ist

allerdings abzuwarten. Jedenfalls haben die Romfahrer und die Herbstgäste des Etschlandes jetzt noch manche schöne Woche vor sich, während deren sie die Bahn ohne Sorge benützen und sich des großartigen Werkes freuen können.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Herr Karl Hans Strobl hört nicht auf zu flunkern. Er fuchtelt mit zusammengerafften Worten und Gesinnungsschlacken herum, daß es nur so stäubt. (Schade, daß uns so etwas in einem Probeheft der „Xenien" vorgesetzt wird.) Diesmal gilt sein Eifer der gelben Rasse, deren Wohnland er als „das Land der Verdammnis" ausruft, weil er schaurige Mären darüber gelesen hat, erzählt von einem, der dort war. Es läßt Herrn Strobl, der nicht dort war, sofort entscheidend über Land und Bewohner urteilen. So verlangt es sein reges deutsches Gemüt, das die Bücher eines Eugen Krieglstein: „Aus dem Lande der Verdammnis" und „Zwischen Weiß und Gelb" („die uns über fremde Länder so klar und sicher die Wahrheit sagen", — diese „Novellen von einer unerhörten Wucht und Kraft") „mit angespannten Nerven, mit Zähneknirschen und tiefster Erschütterung" aufnahm. (Diese Bücher und Strobl's Roman brachte dasselbe Verlagshaus.) Es ist dasselbe Gemüt, das sich selbst porträtierte, da es von anderen aussagte: „Und Leser und Kritiker lasen und lobten die langwierigen, umständlichen, „psychologischen" Romane, ... im stillen Kämmerlein aber griffen sie alle immer wieder nach den aufregenden und spannenden Erzählungen der Franzosen, Engländer und Amerikaner, die uns Deutschen in diesem Punkt weit überlegen sind. Vielleicht taten dies ganz im Geheimen selbst die Autoren, wenn sie in Gefahr waren, an ihrer eigenen Langweiligkeit umzukommen." So mögen sie wirklich alle sein, die

wie Herr Strobl sind. So erfährt man zugleich von ihrer Anregung zur Autorschaft. Es sei ihnen alles unabstreitbar gelassen! Aber wenn einer Deutschtum und Rassenhaß ausglühen will, in dem weder Glut noch Flamme ist, muß man ihn abschütteln. Mit Nur-Erborgtem richtet man nicht über derlei Dinge. Es wäre Unfug. Es entlüde noch mehr die Zeitkrankheit der Deutschen seit ihrem Sieg über Frankreich: die Einbildung. Sie hat die Deutschen bis heute schon genug geschwächt. Auch in Oesterreich. Anstatt Fähigkeit durch Tat zu bekunden, flunkert man oft erschreckend mit Worten. So Herr Strobl gegen die gelbe Rasse.

Was vom Markte über Chinesen zu erfahren war, tischt er auf. Tadel und Lob, er ist mit allem vertraut. Er schließt tiefsinnig: „Der Chinese ist das große Rätsel unter den Völkern der Erde." Und meint geheimwisserisch: „Seine Seele hat vielleicht eine Dimension, von der wir gar nichts wissen." Trotzdem ist er, nachdem er an einer „Lady Doktor" die „christliche Nächstenliebe" gepriesen hat, so unlogisch zu lästern: „Da ist . . . Père Gaspard, der brave Missionär, dem die chinesischen Hunde den Pflegesohn ermorden." Wir lassen es uns kopfschüttelnd gefallen und lesen weiter: „Prächtig tritt aus diesen Büchern die Gestalt des Erzählers . . . Es kommt häufig genug vor, daß er im Sumpf sitzt und mittun muß, daß ihn seine Abenteuer mit Menschen zusammenbringen, denen er auf jedem europäischen Pflaster kilometerweit ausgewichen wäre. Hier schlägt er sich gegenüber dem Chinesenvolk auf ihre Seite, denn ein ausgeprägtes Rassegefühl bindet ihn immer noch eher an den letzten weißen Mann, als an diese unheimliche, schlitzäugige, gelbe Brut. Ein Kultursolidaritätsgefühl lebt in ihm. Vor den Gelben muß unter jeder Bedingung der Anschein der Ueberlegenheit der weißen Rasse gewahrt werden. Den Chinesen darf sich das Schauspiel

einer Entzweiung unter Europäern niemals darbieten. Das ist gut und gesund und wesenhaft deutsch gedacht. Keinerlei Humanitätsdusel hindert ihn den Chinesen zu verachten und zu hassen. . . . . Wenn er dann wieder aus der Wüste des Chinesentums an den Strand europäischer Kultur getragen wird, so wendet er sich ruhig von seinen unebenbürtigen wüsten Gesellen . . . aus Reinlichkeitsgefühl. Keinerlei Sentimentalität trübt seinen praktischen Sinn . . . Seine Ideale sind die Redlichkeit, die Anständigkeit, die Treue. Man kann ermessen, wie er in diesem Land der Verdammnis leidet."

Und nun — kann man ermessen was ein Mensch leidet, dessen Gehör vom wüsten Tageslärm der Zeit noch nicht genug getrübt ist, wenn er so ein Geflunker mitanhören muß, von dem man nicht weiß, ob es von seelischer oder geistiger Hohlheit geboren ist. Man spürt nur das Unwahre und Großmaulige an der Sache heraus, und daß einer allen nächsten Vielköpfigkeiten schmeichelt: dem Deutschtum, dem Europäertum, dem Christentum, — Begriffe, die er alle schrecklich verphilistert. Zuletzt ist es wie die Großziehung eines Muckertums, das nie zu bekennen wagt, was es will und noch von Aufopferung redet, wenn es auf Beute ausgeht. Das soll „gut und gesund und wesenhaft deutsch gedacht" sein! Da könnte man Ekel vor deutscher Denkungsart davontragen. Zuerst mit Gesindel paktieren, um sich aus Lagen zu ziehen, denen man nicht gewachsen ist. Dann sich „ausgeprägtes Rassegefühl" eintun, um einen Gegner wahrscheinlich ob seiner Ueberlegenheit eine „schlitzäugige, gelbe Brut" zu heißen. Weiters, das „Kulturfolidaritätsgefühl", das mit der Wahrung des Anscheins der Ueberlegenheit der weißen Rasse nur deren Unterlegenheit eingesteht. „Das Schauspiel einer Entzweiung unter Europäern", das den Chinesen nie geboten werden darf. Wie man das machen könnte, ohne ihnen Sehen

und Hören zu verbieten? Der „Humanitätsdusel", der hindern soll, „den Chinesen zu verachten und zu hassen". Wohl weil er sich im eigenen Lande zu wenig als Werkzeug der Fremden mißbrauchen läßt. Endlich, das ruhige Sichabwenden von Gefährten, die gut genug waren einem aus Notlagen herauszuhelfen — „aus Reinlichkeitsgefühl", da man ihrer nicht mehr bedarf und „*seine Ideale*" hat: „*Die Redlichkeit, die Anständigkeit, die Treue*".

Hat man nun genug gehört, um zu verstehen, daß Lob für ein Buch oft mißlicher als schlimmster Tadel ist, wenn es so als Geflunker auftritt? Solches Lob empfiehlt nicht, es spricht viel mehr gegen den Wert des Belobten, wenigstens bei Menschen, die schimmerndes Blech noch lange nicht für Gold nehmen. So nützt auch eine Buchprobe nichts mehr, und es hört sich (wenigstens für den, der die Bücher *nicht* kennt) nur komisch an, wenn zitiert wird: „Verflucht das Land — verflucht seine Bewohner. Schickt einen Heiligen her, er wird ein Lump werden. — Nehmt den Bayard — er wird hier zum Feigling, — eine Madonna — sie wird im Spittel enden". Man frägt sich erstaunt: *Warum*? Dann besinnt man sich, daß es gerade in diesem „verfluchten" Land und Volke Weise gegeben hat, die groß genug waren, was ihnen auch zustieß, sich selber zuzumessen. Daß es Germanenart war, nicht nur sich — auch seine Götter zu opfern, wenn diese einem nicht mehr groß genug schienen: daß somit, dem Zitierten nach, in seinem Verfasser sich gewiß keine „Wikingernatur" — auch nicht „ein Stück Germanentum" offenbart. Besinnt sich, daß doch in Europa übergenug da ist, um daran „ein Lump", um „zum Feigling" zu werden, um „im Spittel enden" zu können; ja daß man sich wohl zu allem Derartigen bei uns leichter ausbildet als in jedem anderen Erdteil. — Und wenn man sich so auf das alles besinnt und zugleich nochmals die

Luft auf sich einläßt, die das ganze hohle Gerede ausströmt und bald auch die Buchprobe mitüberspült und sie in sein Bereich hineinzieht, so daß auch sie immer philiströser, haltloser, hohler wird, vermeint man schließlich auch aus ihr nur mehr einen deutschen Bierphilister zu hören, der maßlos gegen etwas loszieht, dem er nicht gewachsen ist.

* * *

„Max Brod: Abschied von der Jugend. Ein romantisches Lustspiel", las ich als Buchangabe mit einigem Befremden. Brods wahrem Wesen entspricht doch weder das Romantische noch das Lustspiel, sagte ich mir, und ich mutmaßte ein Sichvergreifen am Stoffe. Das Lesen des Stückes belegte meine Mutmaßung. Könnern gelingt ja gewöhnlich alles, aber Brod ist Dichter und als solcher an seine Wesensart gebunden. Im Stücke bricht die nur selten durch, das meiste berührt wie aufgezwungen. Und was soll der Ausgang, der die Hauptfigur eine Ordnung aufnehmen läßt? Je mehr der Mensch vorrückt, umsomehr läßt er alle gemachte Ordnung fallen. So ging das Stück an mir wirkungslos vorüber. Doch ich dachte seines Verfassers, und wie ich ihn kennen lernte. Er hatte Ernst, Wärme und jenes Sichverbrauchen beim Bei-der-Sachesein, das mir die Anwesenheit eines Künstlerischen verbürgt. Ich las dann seine Bücher: „Tod den Toten", „Experimente" und die Gedichte „Der Weg des Verliebten". Nicht alles gefiel mir, aber ich konstatierte: Da ist einer, der sich ausgibt — der soviel hat, um sich ausgeben zu können. Seine Reife der Selbständigkeit fand ich merkwürdig für sein Alter. So zog ich ihn sofort auch einem Hugo v. Hofmannsthal vor, dessen Schaffen mir zuviel Anerzogenes an sich hat. Doch nun frage ich mich: Ist Max Brod auf Abwegen? Er hatte als Dichter bereits eine Wegrichtung. Führt die nicht mehr weiter, oder will er sich mit ihr nicht bescheiden? Und überläßt sich der Führung einer intellektischen Klugheit, die den

dichterisch Schaffenden nur irre führt? Ist sein dürrer ausgeklügelter Aufsatz „Ein mittelmäßiger Kopf", der sich gegen Karl Kraus richtet, nicht durchwegs eine arge Verirrung? Kann einer, der von seiner Entwicklung zum „Optimismus" spricht, zugleich aussagen: „Wer die Wahrheit schön sagen will, sagt weder die Wahrheit noch etwas Schönes"? Müßte er als Optimist und Künstler nicht vielmehr ausrufen: Wer nur das Wahre sagen will, sagt immer Schönes? — Aber daß Brod völlig versagte, wo er intellektisch berechnend aussagte, spricht mir noch nicht gegen ihn als Dichter. Das Dichterische kann ja erst dort frei werden, wo dem Intellekt jede Führung genommen ist. Daß ein Dichter sich vom Intellekt so führen ließ, bleibt mir hier Rätsel — und Sünde ist es, daß er sich so verführen ließ. Mich dünkt, hier wäre etwas gut zu machen. Jedenfalls kann meine Sympathie hier nicht mehr mit; sie bleibt gleichsam vor dem Gelaß stehen, das Brod hier betreten hat und das mir so enge und verhangen scheint, daß es einem Journalisten Wohnung sein könnte. — Des weiteren geht Brod überhaupt vielleicht zu sehr darauf aus, seinem Schaffen einen Rahmen zu geben, von außenher. (Das wäre verfehlt. Der Rahmen gibt sich an jedem Schaffenden von selbst: es sind die Grenzen, die das Menschliche des Schaffenden dem Schaffen steckt.) So ward ihm der Indifferentismus, den er zuerst trug, auch bald wie ein unbrauchbares Kleid, das er ablegte — sein Optimismus wird es ihm noch werden.

Was er vom Indifferentismus zu retten glaubt: daß er den Dichter „unablässig mahnt, nichts als von vornherein „unpoetisch" abzulehnen", das liegt am Dichter und nicht am Indifferentismus. Und wenn ich mir etwas verspreche von seinem „exakten System der „Aesthetik", das er uns in Aussicht stellt, wäre es deshalb, weil er vorher „die Schöhnheit häßlicher Bilder" dartun will und damit wohl

nicht nur das Wahre, sondern selbst das häßlich Wahre schön sein läßt und so zugleich der Anschauung Raum gibt, daß für den Schaffenden die Scheidung in schön und häßlich nicht vorhanden ist. Diese Anschauung scheint mir eigentlich aus jedem künstlerischen Schaffen wie von selber hervorzugehen, oft genug dem Schaffenden unbewußt. Auch Brod weist sie auf in seinen geglückten Werken, so in den eigen schönen Gedichten: „O zu versinken" und „Contemporanéité". Sein bestes Buch „Ein tschechisches Dienstmädchen" ergeht sich wie trunken in dieser Anschauungsrichtung. Sein Denken und Empfinden durchklettert da in der Person des William Schurhaft den gegebenen Daseinsausschnitt wie der behendeste Junge einen weitverzweigten Baum. Alles erlebt sich da, wie es gewachsen ist, und wächst sich aus, wie es sich gedrängt fühlt, unbekümmert um schön oder häßlich: Das Sinnen, das Träumen, Gedanken und Triebe, das Tun, das Lieben, sogar die Sprache. Und ich — der ich meine Freude habe an der Mannigfaltigkeit der Menschennatur und dem jedes Kunstwerk vom Menschentum aussagt, dem es entsprossen ist — ich habe auch hier meine Freude am Menschlichen, das sich mir offenbart, das seine vielen feinen Empfänglichkeiten zu Bildern und Ergüssen ausbaut, und so zugleich dartut die Fähigkeit seines Liebens.

* * *

Wenn die Könner über eine Sache kommen, ist es mit der Kunst an der Sache zuende. So brachten sie bereits alle Kunstformen um: den Roman, die Novelle, das Epos, das Drama, selbst das lyrische Gedicht. Der Künstler erweckt freilich jede Kunstform wieder zum Leben. Aber der Könner greift immer erst eine Sache auf, wenn sie als Kunstgattung bereits Geltung hat; er, der Nichtkünstler täuscht sich und anderen so den Künstler vor; er, der keinen eigenen Gedanken hat, findet auch nie eine eigene Form. — In unsrer Zeit hat Karl Kraus den polemischen

Essay zum Kunstwerk erhoben. Daß sich dieses Essays heute bereits die Könner bemächtigen, spräche nur mit für dessen Geltung als Kunstgattung. (Wer über den Essaismus unsrer Zeit spricht, hätte dies wahrnehmen müssen. So Max Brod; umsomehr, als er das schreiende Beispiel so eines könnerisch-essaistischen Nachläufers in Herrn Karl Hans Strobl vor sich hat.)

* * *

Man verliert leicht die gute Haltung, wenn man Künstler ist. Es kommt leicht ein Geducktes in einen — ein Gebeugtes. Man neigt sich — man gibt nach — man glaubt oft zu wanken. Es ist keine Schande: Man trägt das Sein auf seinen Schultern in die Welt.

* * *

Nicht wer etwas kann, erst wer sich selber kann, ist Künstler. (Wo nichts da ist, wie soll da etwas sich selber können; wo nichts Tüchtiges da ist, wie soll da ein Tüchtiges sich selber können!)

Die ewigen Lichter / von Bruno Frank

So oft ein großer Mensch die Augen schloß,
An denen wir so innig gern gehangen,
Erschien das Licht uns ausgegangen,
Das Glanz in diese Wohnstatt goß.

Doch wenn vom hohen Totenangesicht
Wir uns erstaunend rückwärts wandten:
Zwei andre große Augen brannten
In einem gleichen ernsten Licht . . .

Und nimmer geht der Trost und Schimmer aus,
Geheimnisvoll und wechselnd übermalt er
Und unverloren überstrahlt er
Dies alte, weite Vaterhaus.

Der Prophet / von Oskar Vonwiller

I

Gott, grausam fürchterlicher, nimm von mir
Die Flamme deiner Gnade, deren Glut
Mein Eingeweide dörrt, in der mein Blut
Verdampft! Sieh', ich beneide jedes Tier
Um seinen Gleichmut! Lösche doch das Licht,
Das meine Augen sengt, verwirf es, das Gericht
Deiner Berufung, wende dich von mir!

Laß mich im letzten Winkel deiner Ferne
Vergessen sein, bedecke mich mit Nacht!
Verstoßen aus den Kreisen deiner Sterne
Laß mich vergehn im Schatten deiner Acht!
— Hilf, rette mich vor deinem Angesicht,
Erlöse mich von deiner Wucht und Würde!
Ich bin zu schwach für eine solche Bürde —
Erbarmen, Herr! Herr, ich ertrag' dich nicht!

II

Vergib mir, Herr, den Hader trüber Stunden
Und wende nicht dein Angesicht von mir!
Ich habe keine Tröstung noch gefunden,
Als nur bei dir.

Die Augen sind mir trauriger als blind,
Wenn ich dein liebes Antlitz nimmer sehe,
Und schlimmer als der Tod im Wüstenwind
Ist die Verbannung, Herr, aus deiner Nähe.

Dreimal gesegnet, der dich ahnen soll
Und deinen Glanz durch jedes Wesen dringen —
O, deine Welt ist aller Wunder voll,
Und deine Gnade ist in allen Dingen.

Der Schüler Knauer /
von Hermann Wagner

Außer dem Gymnasiasten Knauer wohnten in diesem Jahre bei der jungen Gendarmeriewachtmeisterswitwe Jenny Liedl noch der Realschüler Kloutschek, die Lehramtskandidaten Schicketanz und Wiede und der Einjährigfreiwillige Nusch. Nusch gab natürlich in diesem kleinen Kreise den Ton an und er konnte dies nicht nur vermöge seines höheren Alters und seiner Uniform tun, sondern vor allem deshalb, weil er immer reichlich mit Geld versehen war. Denn Geld war das, worauf es in dem Studentenheime der jungen Witwe ankam. Ihr Haus war eines, das weniger wegen seiner Solidität, als wegen der Ungebundenheit, die in ihm herrschte, einen Ruf genoß. Die Schüler, die hier wohnten, lernten zwar wenig, aber sie amüsierten sich gut. Sich zu amüsieren, das hatte ja die Jenny Liedl seit jeher vortrefflich verstanden.

Im Grunde war sie froh, daß sie so jung Witwe geworden war, denn sie gehörte nicht zu den Frauen, die der Hausstand eines soliden Beamten glücklich machen kann. Sie war den Dreißigern schon nahe, wirkte in ihrer Schlankheit und Lebhaftigkeit indessen wie eine Zwanzigjährige. Naivität und Raffiniertheit waren in ihr gleich stark vermischt, und oft, wenn man sie in ihrem allezeit übersprudelnden zwang- und sorgenlosen Uebermute sah, konnte man sich fragen, ob sie nicht noch ein Kind sei. Trotzdem galt es für höchst bedenklich, ja für gefährlich, bei ihr zu wohnen, und es war schon vorgekommen, daß Professoren die Eltern der jungen Leute vor ihrem Hause gewarnt hatten. Eine reiche Zahl von Männern ging beständig bei ihr ein und aus. Und daß sie beispielsweise allein ihren Aufwand an Toiletten nicht von dem bestreiten konnte, was

ihr die geringe Pension und die Studenten einbrachten, lag klar auf der Hand.

Es verliebten sich in der Regel der Reihe nach alle die Studenten in sie, die bei ihr wohnten — etwa die ganz jungen und grünen ausgenommen, die sie übrigens auch nur ungern bei sich aufnahm. Willkommen waren ihr dagegen die Siebzehn- bis Zwanzigjährigen, die, die kurz vor dem Abiturium standen und die vor allem reiche Eltern hatten. Mit liebenswürdiger Selbstverständlichkeit und sehr viel Grazie, die auch reife Männer bezaubert hätte, nahm sie sie aus, verleitete sie zu Geldausgaben, die weit über ihre Verhältnisse gingen, und spielte, wenn alle Stricke zu reißen drohten, recht gern die Vermittlerin beim Geldverleiher. Sie war unersättlich wie ein junges Raubtier, aber sie war auch schön und nicht habsüchtig und warf selbst mit vollen Händen hinaus, und die, die um sie warben, waren weniger ihre Opfer als ihre Freunde. Das machte sie unwiderstehlich.

In diesem Jahre freilich war es, wie schon bemerkt, der Einjährigfreiwillige Nusch allein, der die Situation beherrschte, und daß die anderen angesichts seiner dauernden Ueberlegenheit nicht rebellisch wurden, war wieder ein Beweis für die eminente Geschicklichkeit der Jenny Liedl. Noch nie zuvor war die Atmosphäre in ihrem Hause so schwül und drückend gewesen. Jenny verstand es aber, gerade aus diesen beständigen Reibungen Nutzen zu ziehen, indem sie geschickt vermittelte, aufkeimende Eifersucht zugleich dämpfte und aufstachelte, durch beredte Blicke, dunkle Worte, Seufzer und scheinbar absichtslose Berührungen. Im Grunde war es so, daß ein jeder sich für den Bevorzugten halten konnte. Die Lehramtskandidaten, beides 18jährige wohlhabende Bauernburschen, schworen wenigstens darauf, während der siebzehnjährige elegante Kloutschek sie heimlich verlachte, da er reichlich Beweise für das gerade Gegenteil

zu haben vermeinte. Zwischen ihnen allen aber bewegte sich der Einjährige mit einem Lächeln stiller Nachsicht. Er war Philosoph und durchaus verschwiegen. Die liebe Jugend . . . dachte er.

* * *

Bleibt zu erwähnen, welche Rolle der Schüler Knauer in dem Kreise der Verehrer der Jenny Liedl spielte.

Mit der Tatsache, daß er arm war, war ihm diese Rolle eigentlich schon von allem Anfange an vorgeschrieben, und daß sie nur von untergeordneter Bedeutung, etwa die des passiven Zuschauers, sein konnte, war selbstverständlich. Aber auch seiner ganzen inneren Veranlagung nach war der sechzehnjährige Knauer schwerlich geeignet, in dem bunten Liebesreigen seiner glücklicheren Kollegen mitzutanzen, denn er war wortkarg, finster, menschenscheu und bei aller Vereinsamung von einer erschreckend frühreifen Skepsis, die für alle Versuchungen dieser Welt nur ein ironisches Achselzucken übrig zu haben schien. Er ging seine eigenen stillen und abgelegenen Wege, die niemand kannte, und es war ganz unmöglich, in ihn einzudringen. Seine Zimmerfreunde wußten nie, ob er sie verachte oder ihnen teilnahmslos zusehe, oder ob er sich im geheimen über sie lustig mache. Nur das eine fühlten sie: daß er ihnen, wenn er auch der jüngste war, an Reife doch unendlich überlegen sei, und das machte ihnen seine Person oft geradezu unheimlich. Selbst der Einjährige Nusch konnte sich diesem Eindrucke nicht entziehen, und seine ewig lächelnde Ueberlegenheit schrumpfte in Knauers Gegenwart zu fast hilfloser Verlegenheit zusammen, was Knauer indessen gar nicht zu bemerken schien, da er immer gleich stumm und apathisch blieb.

Welcher Art Knauers Verhältnis zur Jenny Liedl war, war bisher noch niemandem völlig klar geworden. Man erinnerte sich einer Zeit, da er zu ihr von einer übertriebenen, ängstlichen und scheuen Höflichkeit gewesen war, von einer an

blinde Unterwürfigkeit grenzenden Höflichkeit, wie sie oft an weltfremden Menschen wahrnehmbar ist, die plötzlich in Gesellschaft kommen. Da er bei ihrem Anblicke die Farbe gewechselt hatte, nicht imstande gewesen war, sie anzusehen, wenn sie ihn angesprochen hatte, da er ihr allenthalben ausgewichen war und heimlich doch wieder ihre Nähe gesucht hatte. Das war am Anfange des Schuljahres gewesen, während der ersten Wochen, als er sich in dem ihm neuen Heime erst hatte einleben müssen. Schnell und scheinbar ganz unvermittelt aber hatte sich dann sein Benehmen geändert.

Er begegnete ihr jetzt finster und wortkarg, grüßte sie kaum und bemerkte es gar nicht, wenn sie mit auffallender Freundlichkeit auf ihn einsprach. Sie anzusehen, war er noch ebensowenig imstande wie früher, und wenn es zuweilen geschah, daß sie ihn wie durch Zufall berührte, etwa dicht an ihn herantrat und mit ihrer Schulter an die seine anstieß, dann fuhr er ganz erschrocken zusammen, um sich gleich darauf verächtlich abzuwenden und brüsk das Zimmer zu verlassen. Das hatte natürlich viel Komisches an sich und löste alle Male bei denen, die es sahen, Gelächter und Spottreden aus, an denen sich nur die Jenny Liedl selbst und der Einjährige Nusch nicht beteiligten. Die erstere tat dann so, als sei sie ein wenig beleidigt, während ihr Gesicht freilich mehr eine gewisse nachdenkliche Betroffenheit verriet, und der Einjährige sah stumm vor sich nieder, als irritiere ihn etwas. Bis dann nach einer Weile auf den Lippen der Jenny Liedl ein leises Lächeln erschien.

Man merkte es, daß sie der Schüler Knauer seiner Sprödigkeit wegen interessierte, und sie verbarg es gar nicht, daß sie es sich in den Kopf gesetzt habe, diese Sprödigkeit zu brechen. Es war geradezu ein Kampf, der da vor den Augen der neugierigen und selbst interessierten Rivalen ausgefochten wurde, und man ging, je mehr er sich zuspitzte, um so höhere

Wetten darüber ein, wer schließlich Sieger bleiben würde. Bis eines Tages, ohne daß jemand darauf gefaßt war, eine Entscheidung fiel.

Es war an einem unterrichtsfreien Nachmittag, und die Studenten, unter ihnen auch der Einjährige Nusch, saßen alle in ihrem Zimmer und arbeiteten oder lasen, während Jenny Liedl, mit irgend etwas beschäftigt, sich im Nebenzimmer aufhielt, dessen Türe nur angelehnt war. Niemand sprach, alle hatte die Hitze apathisch und schlaff gemacht. Da fiel in diese drückende Schwüle plötzlich der Ruf:

„Herr Knauer!"

Alle fuhren auf, neugierig und wie erlöst, und richteten voller Spannung die Blicke auf die Türe des Nebenzimmers, in deren Rahmen jetzt Jenny Liedl sichtbar wurde. Sie zeigte ihre liebenswürdigste, unschuldigste Miene. Ihre Toilette aber war in einer Verfassung, die die Studenten rot werden ließ. Ihre dünne weiße Bluse nämlich war nur mangelhaft geschlossen und ließ einen Teil ihres weißen Nackens frei.

„Herr Knauer", bat sie noch einmal und lächelte, „ach, bitte — wollen Sie mir nicht helfen?"

Knauer erbleichte und sah scheu und geduckt von seinem Buche auf. „Wie?" stammelte er. In demselben Momente begegnete er dem Blicke der Jenny und eine jähe Röte schoß in sein Gesicht. Ein süßes Gefühl der Schwäche überkam ihn und zugleich für einen einzigen Moment der Gedanke, daß ja doch alles gleich sei. Und wie im Traume stand er auf und folgte der Jenny in ihr Zimmer.

Eine sonderbare Stille entstand unter denen, die zurückgeblieben waren, und alle sahen einander betroffen an. Nur Herr Nusch erhob sich, trat an ein Fenster und rasselte verlegen mit den Schlüsseln in seiner Tasche.

Da erschien aber auch schon Jenny Liedl wieder in der Türe, mit ihrer Bluse nun vollständig in Ordnung, betastete

lächelnd ihre Frisur und sagte zu Knauer, der sich geschlagen an ihr vorbeidrückte, ganz kurz: „Ich danke."

* * *

Von diesem Tage an büßte der Schüler Knauer seine Ausnahmestellung unter den Studenten ein, und um den geheimnisvollen Nimbus, der ihn umgeben hatte, war es geschehen. Man wußte jetzt, daß er in die Jenny genau so verliebt war, wie alle anderen es waren, nur daß seine Liebe einen stark komischen Einschlag hatte, weil er sie so bitter ernst nahm. Seine frühere Unzugänglichkeit schätzte man ganz richtig als Eifersucht ein, und diese Eifersucht fand man, an seiner dürftigen Erscheinung und seinen noch dürftigeren Verhältnissen gemessen, nicht nur komisch, sondern auch dünkelhaft und arrogant. Man war mit einem Male empört gegen ihn und ließ ihn das reichlich fühlen.

Er aber, der sich schon immer abgesondert hatte, tat dies jetzt noch weit mehr, machte sich unsichtbar, sah und hörte nichts und blieb, wie immer man ihm entgegentrat, gelassen und stumm. Nur sein schönes und stolzes Selbstbewußtsein war dahin. Er trug gleichsam an etwas, das ihn tief niederdrückte und das er nicht mehr los werden konnte. Im übrigen war er friedlich und konnte, wenn die offenen und versteckten Sticheleien der Studenten gar zu arg wurden, sogar wieder ein wenig lächeln. Der Jenny wich er aus. War ein Zusammentreffen aber unvermeidlich, dann war er wieder ganz der, der er am Schulbeginn gewesen war: der, der sich duckte, der aus Unterwürfigkeit gar keine eigene Meinung hatte. Und nie mehr hob er den Kopf und sah der Jenny in die Augen.

Die Studenten, die hinter sein Geheimnis gekommen waren, verachteten ihn jetzt, und der elegante und korrekte Kloutschek nannte ihn sogar ganz offen einen Duckmäuser, der hinterlistig sei und vor dem man sich in acht nehmen

müsse. Und auch dieses nahm Knauer hin und schwieg dazu und lächelte nur müde.

* * *

Da trat ein Ereignis ein, das ihn recht unsanft aus seiner Lethargie aufrüttelte. Eines Abends nämlich kam der Einjährige Nusch aus seinem Zimmer gestürzt, ganz atemlos und außer Fassung, und stammelte: „Mir sind aus meiner Schublade fünfhundert Kronen gestohlen worden." Und da geschah etwas Merkwürdiges: es richteten sich, noch unter dem unmittelbaren Eindrucke der Nachricht, die Blicke aller Studenten ganz unwillkürlich auf den Schüler Knauer, der etwas abseits saß und versunken vor sich hinstarrte.

Eine peinliche Pause entstand. Niemand sprach, aber alle bemerkten es, wie Knauer jählings zusammenzuckte. War es die plötzliche Stille, die ihn aus seinen Träumen aufgescheucht hatte, war es der Einfluß der ihn grausam musternden Augen? Kloutschek war der erste, der sich faßte. Er schnarrte: „Knauer, hast du verstanden? Fünfhundert Kronen sind gestohlen worden, hier im Hause! Weshalb wirst du denn rot? Und warum zitterst du so?" Und schon umstanden alle den fassungslosen Menschen, der endlich zu begreifen anfing, was man von ihm wollte.

Man ließ ihm eine Weile Zeit. Gleich darauf hub Kloutschek von neuem an: „Knauer, warum sagst du gar nichts? Hat es dir die Stimme verschlagen? Du! willst du uns nicht verraten, wer das Geld hat?"

Knauer stand auf, taumelte jedoch gleich wieder zurück. Es wurde dunkel vor seinen Augen, er sah eine Menge Menschen vor sich, die sich mit rasender Schnelligkeit verzehnfachte, verhundertfachte, und alle diese Menschen hoben die Fäuste gegen ihn auf und drohten ihm und zeigten kein Erbarmen. Er fuhr sich mechanisch an die Stirn, die voll Schweiß war, seine Geberden bekamen etwas Flehendes, Tränen traten ihm in die Augen, und während er zu spre-

chen versuchte, verschluckte er sich. Er bettelte: „Ich bitte euch — laßt mich — laßt mich!...“

Da trat der Einjährige Nusch an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter: „Knauer! Wenn Sie es getan haben, dann gestehen Sie es ein! Geben Sie das Geld zurück und wir werden schweigen!“

Knauer fuhr sich an den Kopf und sah verstört vor sich hin. Kein Wort kam über seine Lippen.

„Untersuchen wir doch seine Sachen,“ entschied Kloutschek, „machen wir kurzen Prozeß! Holla, wo ist der Schlüssel zu deinem Koffer?“ Und er machte sich in der Tat über Knauers Koffer her und rüttelte an dem Schlosse.

Knauer lächelte nur und schüttelte wie verwundert den Kopf. Und plötzlich machte er eine drehende Wendung, wankte und fiel zu Boden. Von der Tür her kam ein leiser Schrei. Als die Studenten sich umdrehten, bemerkten sie die Jenny Liedl und wunderten sich, daß sie so bleich war. Sie konnte doch noch gar nicht wissen, was vorgefallen war.

* * *

Jenny beugte sich über Knauer, der noch am Boden lag, streichelte seinen Kopf und bat die Studenten: „Gehen Sie hinaus, ich werde mit ihm reden.“ Und dann, als sie mit ihm allein war, half sie ihm auf und führte ihn an den Tisch, auf dessen Platte er seinen Kopf niedersinken ließ.

Er weinte. Sie wartete geduldig ab, bis er sich etwas beruhigt hatte, und sagte dann: „Knauer, warum haben Sie das getan?“ — „Ich habe es nicht getan,“ gab er zurück. — Sie streichelte ihm wieder den Kopf und bettelte: „Jetzt dürfen Sie nicht lügen! Besinnen Sie sich! Haben Sie es nicht getan? Doch. Sie müssen es gestehen. Wenn Sie es gestehen, dann ist alles wieder gut. Dann habe ich Sie auch wieder lieb... Knauer!“

Er nickte ihr dankbar zu, unter dem Einflusse ihrer lieb-

kosenden Stimme. „Aber wenn ich es nicht war!“ — Sie rückte ganz nahe an ihn heran, legte den Arm um ihn und fuhr ihm mit ihrem Taschentuche über die Wangen. „Ach, sagen Sie doch, daß Sie es waren! Tun Sie es — mir zu Liebe, ja? Lieber Knauer!“ — „Wenn ich es aber doch nicht war!“ seufzte er ratlos.

Sie sah ihn an, und Tränen verschleierten ihre Augen. „Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich Sie lieb habe, Knauer? Immer habe ich Sie ausgezeichnet, aber Sie haben es nicht gesehen. Niemals! So sind Sie. Und jetzt wollen Sie mir Ungelegenheiten, mir die Polizei ins Haus bringen? Wissen Sie, was das bedeutet? Es bedeutet meinen Ruin! Mein guter Ruf ist hin — ein für alle Male!“ Und sie weinte nun selbst und drückte ihren Kopf gegen seine Schulter. — „Ja, was soll ich denn tun?“ fragte er leise. — „Ach nichts,“ sagte sie dumpf, „es ist ja doch alles gleich.“

Sie ließ den Kopf auf den Tisch niedergleiten und weinte unaufhörlich weiter. Es war ein wildes Schluchzen, das ihren Körper sanft erschütterte. Knauer stand neben ihr und betrachtete sie. Wie weich und lieblich ihre Schultern sind, dachte er. Und er empfand ihre Hilflosigkeit als etwas unaussprechlich Trauriges und Süßes, für das es sich wohl lohne, zu sterben, und er vergaß mit einem Male ganz sich selbst und hatte keinen anderen Wunsch, als den, ihr zu helfen.

Und da fand er auch schon die Worte, die sie trösten mußten. Sie kamen von irgendwoher, aus der Ferne, wie von Engeln geschickt. Von Zeit zu Zeit streichelte er ihren Arm, beugte sich tief über sie und hörte nicht auf, zu betteln: „Jenny!“ Bis er endlich sah, daß sie lächelte, ihn anlächelte, unter Tränen. „Also, ich nehme alles auf mich“, sagte er und war glücklich und bat ihr alles ab, was er ihr je in Sedanken angetan hatte, „aber ich reise auch gleichzeitig ab. Ich will

niemanden mehr sehen. Von daheim bringe ich alles in Ordnung."

Er fühlte ihren Kuß auf seinen Lippen. Nie in seinem Leben würde er das vergessen. Er rannte durch die Straßen wie ein vom Glücke Betäubter.

* * *

Er fuhr in seine Heimat und berichtete kurz und trocken, was vorgefallen war und daß er es wäre, der das Geld genommen habe. Mehr bekam man aus ihm nicht heraus, weder im Guten, noch im Bösen. Den Schaden ersetzte ein begüterter Onkel.

Nur eine Ueberraschung erlebte er noch. Von der Jenny Liedl traf ein Brief bei seinen Eltern ein, der eine Aufstellung verschiedener Gegenstände enthielt, deren Entwendung der Schüler Knauer gleichfalls zugestanden habe. Es waren Taschenmesser, Uhren, silberne Löffel, Bücher und dergleichen. Jenny Liedl forderte auch dafür Ersatz. Knauer aber, von seinen Eltern befragt, verweigerte hartnäckig jede Auskunft. Und so wurde auch dieses bezahlt.

Mit seiner Studentenlaufbahn war es nun endgültig vorbei. Ueberhaupt wurde er noch menschenscheuer und verschlossener, als er es schon gewesen war, und mied jeglichen Verkehr. Niemand sah ihn jemals lachen. In einem kleinen Kontor fand er eine Anstellung als Schreiber.

Die liebe Stunde / von Hermann von Pfaundler

Die liebe Stunde schlägt,
Ich weiß, du kommst nicht mehr.
Still! Hat sich was bewegt?
Das Lied von nebenan klingt her.
Sein Schlußakkord war dir so lieb,
Wie lange der heut bei mir blieb!

Und daß ich doch die Blumen nahm
Und in die matten Gläser hob
Und über allen Polsterkram
Weich ordnend meine Hände schob
Und horchte. Und nach jedem Ding
Im Raum noch einmal prüfend sah
Und dann die Lichter löschen ging —
Und warte . . .

Schweres Gefährt / von Richard Smekal

Die Straße liegt verhängt von schwarzen Schatten,
Durch die ein Bauernwagen langsam fährt,
Mit kleinem Seitenlicht.
Darauf ein Pflug und anderes Gerät
Und — unterwegs vom Kutscher aufgenommen —
Auch ich.

Es ist so schön mit diesen müden Dingen
Auch müd zu sein und still . . .
Zu warten, daß ein Plätzchen sich wo findet,
Um auszuruhn für eine kurze Zeit,
Vergessen und zu Einsamkeit befreit.

Nachdichtungen von Hans von Vintler

(Aus dem Nachlaß)

Ich habe den folgenden Gedichten aus dem Nachlasse Hans von Vintlers einige rechtfertigende Worte vorauszuschicken:

Wie uns diese Verse — zum größeren Teile in des Dichters Handschrift — überliefert sind, durften sie, gewisser Mängel der Form und des Inhaltes halber, nicht veröffentlicht werden. Wo diese Mängel der Art sind, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu beseitigen, ohne nicht bloß umformend, sondern geradezu umstürzlerisch in das Satzgefüge einzugreifen, verzichtete ich lieber darauf, im Uebrigen wertvolle Gedichte ans Licht zu ziehen, als daß ich die fehlerhaften Stellen mit einer Willkür hätte verändern mögen, die sich der Verstorbene — und das mit Recht — verbeten hätte. Denn nicht darauf kam es mir in erster Linie an, die Originale zu übermitteln, sondern eine Auslese Vintlerscher Nachdichtungen zu bieten. Ich mußte also darauf bedacht sein, überall, wo Umformungen unerläßlich waren, die verbesserte Fassung möglichst enge an die unvollkommene der Handschrift anzuschließen. Daß ich dabei vom Wortlaute der Originale absah, bewahrte mich vor der Versuchung, dem Originale und nicht der Nachdichtung zu folgen. Dennoch ist es nicht ganz ohne Willkür abgegangen. So mußte ich einen Vers gänzlich umformen, der bei Vintler als dritter der vierten Strophe von Hégésippe Moreaus „Erinnerung im Hospital" steht:

„Da seh ich sie vom Abend traut umfloren."

Gemeint ist die Welt. Aber das hat weder Kopf noch Fuß. Ich setzte:

„Da schau ich sie im Abendblick verloren",

indem ich das träumerische Hinausstarren des sterbenden Dichters mit dem abendlichen Glanze der vor ihrem eigenen Blicke in die Nacht versinkenden Welt verschmelzen ließ: unio mystica des Schauenden mit dem Geschauten: panisch. — Ein Vers, der weder in Moreaus noch in Vintlers Gedicht paßt! — Gewiß. Wer aber für den elegischen Grundton des Gedichtes nicht taub ist, wird zugeben müssen, daß mir die Umdichtung gelungen ist.

Vintler hat auch einige ungedruckte eigene Gedichte hin-

terlassen. Oder soll ich sagen, die Herren Sander und Engensteiner haben sie übrig gelassen? So ist es und sie taten recht daran. Es sind größerenteils Gelegenheitsgedichte, nämlich ein paar Ausfälle gegen Adolf Pichler und ein paar Hiebe bis auf die Knochen der Obskuranten, Sachen — wir haben keine Vergröberungssilbe, die dem italienischen one entspräche — und Sächelchen von geringem Werte, allenfalls Rohstoff für den Gelehrten, der die Literaturgeschichte von Tirol schreiben wird. Vintler hat weit bessere Verse gedichtet. Wer sie lesen will, der schlage seine „Gedichte" auf, die Liebeskind in Leipzig verlegt hat.

Schließlich möchte ich bemerken, daß es Herr Fachlehrer Johann Engensteiner war, der mir die Vintler'schen Nachdichtungen brachte. Den Rest des Nachlasses übergab mir die Witwe des Dichters, Frau Eleonora von Vintler, zur Durchsicht. Ich danke ihnen beiden für ihr Entgegenkommen.

Hugo Neugebauer.

Aleardo Aleardi / Undinen

Über der stahlblauen
Flut eines schlafenden
Weihers, den flüsternde
Birken umgrünen,
schlingen und lösen den
schwebenden Ringelreihn
luftige Scharen von
schlanken Undinen,

schwingen im Kreise hin,
laß ihre Glieder, wie
traumgebannt wandelnd in
Schlummers Gewalten,
durch die schneeblinkenden
duft'gen Gewandungen
schimmern die himmlischen
holden Gestalten.

Doch die bleichwangigen,
fahlblonden Mägdelein
sind ohne Lebensglut,
sind ohne Herzen,
sind ein Gewölk von
todkalten Huldinnen,
wissen von Liebe nichts
und ihren Schmerzen.

Leise hin wirbeln sie,
leise, wie windverweht
herbstliches Blättergold
säuselt im Falle,
stolz nur dem eignen Bild
huld'gen sie, wie es sich
malt auf dem flüssigen
dunklen Krystalle .....

Lisa, so treiben sich
launisch und ruhelos
immer im Wirbel um
deine Gedanken,
wie durch das Totenfeld
nächtens die neckenden
flackernden Irrwische
taumeln und schwanken.

Himmlisch, ach, müßten sie
sein deine Küsse — doch
ist mir, als gäb sie der
Mund einer Toten!
Deine Liebkosungen,
o, wie entzückten sie,
wären sie nicht wie von
Schemen geboten!

Magst du erhören mein
glühendes Liebesflehn,
magst unerbittlich du
Gunst mir versagen:
kalt wie die Winternacht,
einsam und regungslos
starret das Herz dir stets,
ohne zu schlagen.

Schönheitumflossenes,
göttliches Bildnis du,
reizvoll, doch seelenlos,
Marmormadonne,
nimmer durchglühen dich
Sehnsucht und Liebe — du
kennst ihre Leiden nicht,
nicht ihre Wonne!

Edmondo de Amicis / Die Buberln

Verwünschte Jungens! Da soll einer dichten!
Oft mitten in der Zeile muß ich halten,
an einem Wägelchen als Schmied zu walten,
dem Hampelmann die Glieder einzurichten.

Des Morgens hab ich stets im Bett zu sichten:
zu Füßen liegt ein Schiff, die Tiergestalten
der Arche lagern in der Decke Falten
und unterm Kissen sind ich Baustückschichten.

Und früh und spät durchs Haus hin Trommelschläge
und: tututu!!, als spielten uns die Engel
des jüngsten Tages auf zum Weltgericht!

Ich schick die Kerls doch wieder fort in Pflege ...
Ei sieh, da kommen sie, die Galgenschwengel:
in ganz Italien gibt's zwei hübschre nicht!

Nicolò Machiavelli / Die Gelegenheit

Wer bist du? — Göttin möcht ich schier dich grüßen,
denn Ird'sche schmückt nicht solche Lieblichkeit!
Wozu die Hast, die Flügel an den Füßen? —

Bin wen'gen kund, bin die Gelegenheit.
Und weil mein Fuß auf einem Rade schreitet,
muß rastlos ich mich regen jederzeit.

Nichts holt mich ein, was irgend Flügel spreitet,
und darum eilt mein Schritt mit Blitzes Schnelle:
daß wie der Blitz er blende, wo er gleitet.

Auch laß ich meines Haupthaars dunkle Welle
mir übers Antlitz fließen und die Brust:
so komm ich unerkannt meist von der Stelle.

Mein Hinterkopf ist kahl: drum büßt die Lust,
nacheilend noch von hinten mich zu halten,
wer es versucht, mit eitlem Zeitverlust. —

Und wer ist jenes Weib, die Stirn in Falten,
das dein Geleite scheint? — Das ist die Reue:
verfehlst du mich, wird diese deiner walten.

Nimm dich in acht!: derweilen du aufs neue
hier gaffend kramst in müß'ger Worte Tand
und ich dich warne, was dem Säum'gen dräue, —

bin ich vorbei und leer ist deine Hand!

Giuſ. Gioachino Belli / Die auferweckten Toten

Weitaus die schönste aller Wundertaten
tat eines Tags der sel'ge Galantin:
'nen Spieß voll Finken, die schon braun gebraten,
erweckt'er und entließ sie durchs Kamin.

Es war am Arno, und ihr mögt erraten,
mit welchen Augen sie der Wirt sah fliehn!
Er bot sogar ein Schlücklein für den Braten
und bat, ihn gütig wieder einzuziehn.

Allein der Heil'ge sprach: Du flehst vergebens!
Dein Gläschen leer ich, um dich nicht zu kränken.
Doch mit den Vögeln ist's vorbei zeitlebens;

die seh ich bei Viterbo südwärts lenken:
sie ziehn Sankt Peter zu und, sag ich's offen,
von dorther, Freund, ist nichts zurück zu hoffen!

Jean Pierre Bèranger / Rat an die Belgier

Acht Monde sind's! Nun, Belgier, macht ein Ende! —
Potz Element, geht an die Königswahl!
Dem Höfling bangt, daß sichs zum Freistaat wende:
seid menschlich und erlöst ihn seiner Qual!
das Holz zu Kön'gen ist ja nicht so selten,
wohin ihr greift, ihr findet's allemal:
wählt Hinz, wählt Kunz, wählt mich, wählt Velten —
Potz Element, nur auf zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Habt ihr den König, kommt das Glück gelaufen:
voran stolziert die Etikett einher,
dann folgen Kreuz und Stern in hellen Haufen
und schockweis Herzog, Graf, Baron und Pair;
ein Thron ersteht, wie's heilige Gewöhnung,
von Gold und Sammt in hohem Marmorsaal,
und, so Gott will, erlebt ihr auch 'ne Krönung —
Potz Element, herbei zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Dann gibt es Handkuß, Feuerwerk, Paraden,
manch prächt'gen Vers und Speech im Hymnenton,
und hat der Fürst den Magen überladen,
so zwackt es Hunderte aus Devotion.
Nur etwas gleicht die Krone, wie sie gleiße,
der Bettlerkappe — hm, es ist fatal:
an beiden hängt schmarotzendes Geschmeiße —
Potz Element, herbei zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Von Staatslakaien fällt sodann ein Regen:
von Richtern und geheimer Polizei,
ein stolzes Heer leiht ihnen seinen Degen,
dann wird's gemütlich und ihr ruft: Juchhei!
Und endlich das Budget! Nur keine Schwäche!
Füllt freud'gen Muts den klaffenden Kanal!
Der Popanz hat gespeist, Volk, zahl die Zeche! —
Potz Element, herbei zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Doch nein, ich spaße! Frankreich weiß zu sagen,
wie sehr das Königtum mir stets gefiel.
Was Kön'ge wert, ist allwärts zu erfragen:
der Völker Glück und Fortschritt ist ihr Ziel.
Sie lieben jene, die recht tief und weit sehn,
auch wächst ihr Tugendglanz mit ihrer Zahl:
dem guten Heinz folgt Ludwig Nummer dreizehn! —
Potz Element, herbei zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Hégésippe Moreau / Erinnerung im Hospital an den Dichter Nicolas Gilbert

Auf diesem Siechbett, wo ich sterbend liege,
reißt fremdes Leid mich noch zu Tränen fort;
mir ist, ein Wehen hohen Geistes wiege,
ein Hauch von Ruhm sich um den Schmerzensort:
hier war's ja, wo er seine letzte Klage
im Tod verseufzend noch ein Lied ersann! —
Ich zähle meine Qualen durch und sage:
Gilbert, ach, wie du leiden mußtest, armer Mann!

Noch gestern riefen sie: Nur Mut, o Dichter,
wir bieten deinem Nachen Hut und Hort!
Und heut, im Sturm, vergißt mich das Gelichter,
und nur das Mitleid öffnet einen Port!
Weh euch! Ich fühl's: dies letzte meiner Lieder
tut euch auf alle Zeit in Acht und Bann! —
Da sinkt aufs Blatt mein müder Griffel nieder...
Gilbert, ach, wie du leiden mußtest, armer Mann!

O würde, da ich wehvoll hier mich härme,
ein tröstend Wort, nur eins, an mich gewandt!
O drückte doch, auf daß sie sich erwärme,
ein Freund mir diese abgezehrte Hand! . . . . .
Umsonst! Ihr Ohr ist meinem Schmerz verschlossen,
sie heben fröhlich jetzt zu schmausen an,
und keiner denkt des fehlenden Genossen —
Gilbert, ach, wie du leiden mußtest, armer Mann!

Wohl hab ich oft den Tag, der mich geboren,
verflucht — und doch, die Welt ist schön!
Da schau ich sie im Abendblick verloren — —
es weht der Walddust von den Hügelhöhn . . . .
Ach, draußen jetzt zu zwein im Mondesweben
zu gehn, zu kosen auf dem Moos im Tann —
o welch ein Glück! Wie süß ist doch das Leben! . . .
Gilbert, ach, wie du leiden mußtest, armer Mann!

Henry Wadsworth Longfellow / Der Sklave auf dem Schreckensmoor

Auf dem Schreckensmoor, an der nächtigsten Stell,
der Negerflüchtling lag;
vom Biwak her schienen die Feuer grell,
er hörte des spürenden Bluthunds Gebell
und hallender Hufe Schlag.

Wo der Glühwurm schwärmt, wo das Irrlicht neckt
und Schilf und Gestrüpp durchschwankt.
wo Flechtengehänge die Fichten deckt,
die Zeder ragt und, wie Schlangen gefleckt,
die giftige Rebe rankt,

wohin kein Menschenfuß zuvor,
kein Menschenherz sich gewagt,
auf schwankem Rasen im grünen Moor,
da kauert er unter Binsen und Rohr,
ein Wild, entronnen der Jagd.

Da kauert er, krank und lahm und alt,
das Brandmal über den Braun,
das Antlitz von tiefen Narben zerkrallt,
in Lumpen gehüllt die schwarze Gestalt,
gebeugt, von der Peitsche zerhaun . . . .

Und über ihm tagt's voll Duft und Glast
und alles ist glücklich und frei!
Eichhörnchen hüpfen von Ast zu Ast,
das wilde Gefieder singt ohne Rast
der Freiheit Melodei!

Nur er geboren zu Frohn und Pein,
nur er dem Unglück zum Raub!
Auf ihn nur schlägt der Fluch des Kain
wie des Dreschers Flegel auf Garben ein
und schmettert ihn in den Staub!

Edgar Allan Poe / Eldorado

Ein Rittersmann,
schmuck angetan,
ritt aus durch Sonn und Schatten,
er zog mit Sang
die Welt entlang,
sucht' Eldorados Matten.

So ward er alt —
sein Lied verhallt',
aufs Herz ihm fiel ein Schatten:
ach, nirgend fand,
von Land zu Land,
er Eldorados Matten! —

Und als die Kraft
ihm schon erschlafft,
begegnet ihm ein Schatten:
Sprich, Pilger mein,
wo lenk ich ein
zu Eldorados Matten? —

Zum Mond hinan,
bergüber dann
hinab ins Tal der Schatten,
so reite zu,
dann findest du
wohl Eldorados Matten!

Brixner Chronik XIV (Umzug)

Ich liege in meinem Bett und lese in der Chronik. Der Fasching mag daran schuld sein, daß sie heute so uninteressant ist. Das muß bald wieder anders werden. Ich lese, daß die städtischen Kanzleien auf dem Wege sind, in das neue Rathaus zu übersiedeln, und vermisse am Schlusse des Berichtes das Hoch auf den Bürgermeister. Besonders die städtische Kasse scheint große Schwierigkeiten bereitet zu haben. Sie wiegt 2500 Kilo, und der Transport nahm 38 Arbeitsstunden in Anspruch . . . Ich fühle einen Druck im Kopf. Die Sätze der Chronik stolpern über mein Gehirn und sind so schwer, als müßten sie auf ihren Schultern die Stadtkasse in ihr neues Heim befördern. Ich bin sehr schläfrig, die Chronik drückt mir sanft die Augen zu . . .

Plötzlich schreckt mich ein dumpfer Knall auf, ein Geräusch, wie wenn eine schwere Eisentür zugeschlagen wird. Ich versuche mich aufzurichten. Mein Kopf stößt an eine harte Wand. Ich taste mit den Händen und greife eine kalte, glatte Stahlwand. Es ist mir absolut unerklärlich, wohin ich geraten bin. Ich suche in meinen Taschen nach einem Streichholz. Endlich finde ich eines und es gelingt mir, mich

(gez. von Max v. Esterle)

Reichsratsabgeordneter Dr. Eduard Erler

ungefähr zu orientieren. Ich befinde mich in einer ziemlich geräumigen Stahlkammer. An einer Wand sehe ich eine Inschrift: Isidor Kohn . . . feuerfeste Stahlkassen . . . Wien II . . . das Zündholz verlischt, es ist mein letztes . . . Isidor Kohn? Wenn der Name nicht so wenig arisch klänge, möchte ich wetten, daß ich mich in der Stadtkasse von Brixen befinde. Die „Allgemeine österr. Baugesellschaft", die das neue Hotel hier baut, — ein halbamtliches Unternehmen mit orthodox christlichsozialer Tendenz — besteht zwar auch nicht aus lauter Ariern . . . Immerhin . . .

Ich schlafe wieder ein und träume weiter von dem Umzug der Stadtkasse, von dem ich in der Chronik gelesen. Plötzlich fühle ich mich hin und her geworfen. Alles geht mit mir in die Luft. Um Gotteswillen, das ist der Flaschenzug, von dem ich gelesen. Jetzt werden wir auf die Straße hinuntergefördert. Wenn nur das Seil nicht reißt, ich schwebe zwischen Tod und Leben . . . Da — ein fürchterliches Gekrach, der ganze Kasten fällt hin und her. Ich stemme mich mit Händen und Füßen gegen die Eisenwände. Aber es ist bereits alles still. Gott sei Dank, mir ist nichts passiert; wir befinden uns auf dem Wagen.

Wie ich mich von dem ersten Schrecken wieder einigermaßen erholt habe, mache ich plötzlich die Beobachtung, daß es in meinem Gefängnis etwas heller geworden ist. Ich bin noch daran, die neue Lichtquelle zu entdecken, da höre ich neben mir den Klang einer silberhellen Stimme. Ich wende mich um und sehe in dem ganzen Raum nichts als eine blanke, glänzende Silberkrone österr. Währung. Ich glaube anfangs an irgend ein okkultistisches Experiment, das man mit mir gemacht hat, aber mit einemmale komme ich zu der Erkenntnis, wer ich eigentlich bin. Ich bin wirklich nichts anderes, als ein einfacher, simpler Kreuzer und habe den Wert von zwei Hellern. Und jetzt wird mir auch klar, wie ich hier herein in die Stadtkasse gekommen bin. Mich hat am letzten Montag beim großen Viehmarkt ein Bauer aus der Umgebung von Brixen als Strafe dafür gezahlt, daß die Kuh, die er soeben erstanden, mitten vor der Eingangstür des Rathauses . . . Dies Bewußtsein meiner sozial-ethisch-hygienischen Bedeutung macht mich froh. Und in dem erhabenen Gefühle, daß ich auch wer bin, wende

ich mich an meine Nachbarin, die Krone, entbiete ihr meinen Gruß und wage gleichzeitig die schüchterne Frage, warum wir denn so allein wären. Sie aber weist schweigend mit rückwärts gewendetem Daumen nach einem großen Loch in der Eisenwand, das ich bisher nicht bemerkt habe. Aha, das muß ich morgen früh gleich melden, daß die Stadtkasse ein Loch hat, sonst wissen die Leute nicht, wohin das viele Geld kommt.

Während ich noch überlege, erdröhnen Böllerschüsse. Jetzt gehts also los. Und wirklich, die ganze Eisenkasse hebt sich, senkt sich, es geht mit bedrohlichem Wanken über die Berge, die Täler, das Felsgestein, kurz über all die Hindernisse, die das Fortkommen auf diesen städtischen Kommunikationen erschweren. Ringsum ertönt ein Höllenlärm. Ich bin neugierig und gucke durch das Loch. Vor uns ein endloser Zug von Männern, Frauen und Jungfrauen, die der Fasching übrig ließ. Die Honoratioren in Frack und Zylinder vollzählig anwesend. Manche tragen brennende Kerzen. Gerade vor unserm Wagen schreitet das böhmische Korps der Gemeindeverwaltung. Und weil die Böhmen ein musikalisches Volk sind, singen sie fromme Lieder und dazwischen immer eine Strophe der Kaiser-Hymne.

Die Reise will kein Ende nehmen. 38 Arbeitsstunden!

Ich beginne wieder eine Unterhaltung mit der Krone. Wir müssen uns gegenseitig in die Ohren brüllen, aber es gelingt uns eine Verständigung anzubahnen. Die Krone ist sehr hochmütig. Sie erzählt mir, daß man die Ausführung einer Kaserne, des Spitales, des Gymnasiums, der Volksschule, mehrerer Straßen, der Straßenpflasterung und natürlich auch der Plosebahn in ihre Hände gelegt habe (die Vorarbeiten zur letzteren habe der Herr Bürgermeister aus eigener Tasche bezahlt, um rascher vorwärts zu kommen).

Da mir die Krone stark aufzuschneiden scheint, wende ich mich von ihr ab und begebe mich auf Entdeckungsreisen. Ich durchsuche die drei Stockwerke unter uns. Sie sind alle leer. Ich steige in die Kellerräume hinunter, die ich mit Schriften und alten Papieren angefüllt finde. Aus Langeweile stöbere ich drin herum. Es sind Schuldscheine, Ehrendiplome des Landeskulturrates, Wahlzettel, Wählerlisten,

Beichtzettel, Kapuzinerbildchen, Proskriptionslisten, Entwürfe zu Artikeln der Brixener Chronik, eine Quittung über ein Brenner-Abonnement, ein Dekret, womit einem Herrn Hartmann ein einträgliches Gemeindeamt zugeschanzt wird, und einige Korrespondenzen intimerer Natur.

An weiteren Nachforschungen verhindert mich ein plötzlicher Ruck. Ein ohrenbetäubendes Gekreisch belehrt mich, daß der „Flaschenzug" wieder in Tätigkeit getreten sei. Ich eile in mein Dachgeschoß hinauf . . .

Wir haben wieder festen Boden unter den Füßen. Sämtliche 200 Glocken der Stadt Brixen beginnen einen Höllenlärm. Ich schaue wieder durch das Loch. Wir befinden uns in dem geräumigen Saal, „dessen Wände dauernd die Jahrtausendfeier festhalten". Hochwürden Herr Monsignore Waitz hält die Festmesse mit anschließender Predigt. Der Herr Bürgermeister tritt vor und hält eine Ansprache, bei der kein Auge trocken bleibt. Dann richtet sein Bruder, der Reichsratsabgeordnete, einige markige Worte an die Versammlung. Nach ihm sprechen der Herr Vizebürgermeister in gewohnter Weise, der Herr Stadtkämmerer und sämtliche Gemeinderäte dem Range nach. Nach Beendigung dieser Zeremonie tritt der Stadtkämmerer vor, zieht eine Schere aus seinem „Wasserfall" und zerschneidet das Siegel. Die Eisentüre springt auf. Der Saal ist bengalisch beleuchtet; vor uns steht einer mit einem Weihrauchfaß . . .

Ich erhebe mich rasch, wende der Versammlung meine Kehrseite, die der kaiserliche Vogel ziert, zu, verbeuge mich und schreie: Hurrah! . . Hurrah! . . Hurrah!

Hartmann.

Berichtigung. In der „Brixner Chronik" des vorhergehenden Heftes sind die als Motto gedachten Worte des Dr. Paul von Guggenberg, ohne die die Einleitungssätze unverständlich sind, infolge eines unliebsamen Versehens weggeblieben. Es muß zu Beginn heißen: „Heraus mit dem Christentum, das ist der einzige Schutz gegen alle Bazillen und Bakterien".

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS

PRO DOMO ET MUNDO

APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**